

Nr. 62. Bromberg, den 24. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von **Minna Falk.**

(8. Fortsetzung.)

Natürlich war es Axel, und er nahm erst jetzt Notiz von dem Fremden. Er verneigte sich ziemlich linkisch gegen die korrekte Verbeugung von Edmund. Und bevor Hedwig zu einer Erklärung kam, sagte Olden schon: „Olden. Edmund Olden. Der Mann, der Ihrem Fräulein Schwester sein Leben verdankt. Ist es nicht beschämend, daß der Tatbestand sich nicht umgekehrt verhält?"

„Das zu entscheiden bin ich wenig zuständig", sagte Axel und nahm die dargebotene Hand. „Meine Schwester und ich sind ein Musterbeispiel, wie weit ein weibliches Wesen einem männlichen überlegen sein kann in dem nassen Element. Sie haben also nicht ernstlich Schaden genommen?"

„Nicht im geringsten", sagte Edmund. „Trotzdem ich einen Herzfehler habe. Bis jetzt ist mir vieles gut gegangen. Ich suche meinen Körper zu überlisten."

„Wir tun einfach alles darauf los", sagte Hedwig.

Axel wußte nicht, was mit ihm vorging. Dr. Olden war ihm durchaus sympathisch, und doch wurde er einen Druck nicht los. Er kam sich vor wie ein fünftes Rad am Wagen. Ihm fiel nicht einmal eine höfliche Wendung ein.

„Wenn die Herrschaften gestatten, gehe ich noch bis an den Ort mit", schlug Edmund vor. „Ich reise morgen. Meine Braut und ihre Mutter erwarten mich eigentlich schon heute, aber ich telegraphierte, daß ich hier noch dringend festgehalten sei. Ich mochte doch nicht abfahren, ohne meinen Dank abgestattet zu haben."

„Es konnte aber doch leicht sein, daß wir schon abgereist waren", sagte Hedwig.

„Das konnten Sie freilich", sagte Edmund. „Das würde mich dann sehr quälend beschäftigt haben, und ich hätte jedenfalls noch alle möglichen Wege versucht. Zeitungen, und was da so ist. Versetzen Sie sich einmal in meine Lage. Besonders Sie, Herr Schwansen! Mächten Sie Zeit Ihres Lebens so ein Schuldkonto mit sich herumschleppen?"

„Ja", sagte Axel, „da muß ich Ihnen beipflichten", und er fühlte etwas wie ein Gruseln über seine Haut laufen. Denn seine Gebeine von einem Mädchenarm umschlungen, das erschien ihm an und für sich so ungeheuerlich, daß ihn die bloße Vorstellung schon verwirrte. „Und dieses Zusammentreffen heute?" fragte er. „Wie haben Sie meine Schwester denn herausgefunden?"

Jetzt lachte Edmund so hell, wie Hedwig vor einer Weile über sein Plattdeutsch gelacht hatte. „Herauszufinden brauchte ich sie ja wirklich nicht", sagte er. „Ihr Fräulein Schwester war ja der einzige Mensch am Strand. Und obendrein hatte ich einen zuverlässigen Führer bei mir. Den alten Fischer, der sich auf Fräulein Schwansens Vermittelung meiner annahm. Wir hatten die Tage zuvor allerdings vergeblich gesucht, aber heute konnte uns unser Werk nicht danebengelingen."

„Allerdings, einfacher konnte die Sache nicht verlaufen", sagte Axel. „Im Grunde ist alles so einfach. Man sollte eine Sache nur anfassen."

„Nur das", bestätigte Edmund und war ein so liebenswürdiger und feiner Plauderer bis an die Wohnung der Geschwister, daß Hedwig und Axel seinen festen Händedruck in Herzlichkeit erwiderten. „Es ist sehr schade", sagte er, „daß ich die Herrschaften nicht früher kennenlernen durfte. Ich bin fast vierzehn Tage hier gewesen, und ich glaube, wir hätten uns manches zu sagen gehabt. Das Leben zieht oft schikanöse Striche."

Und dann gab es noch Wünsche und Grüße, und man trennte sich.—

„Er hatte recht", sagte Axel, als sie ins Haus gingen, „man hätte gepaßt. Er war ja ein ganz anderer Kerl als ich, aber er schmiß einem die Brocken nicht zu. Von so einem Menschen könnte ich lernen, Hete. Der hat mir den Begriff „vornehm" verkörpert."

Hedwig sagte nichts.

Sie sagte nur später: „Du, Axel, wir wollen aus der ganzen Geschichte nichts machen. Ich meine, auch zu Hause nicht. Es läuft höchstens auf Vorhaltungen hinaus und nimmt nachher kein Ende wieder. Und wo nun alles glatt verlaufen ist, war die Sache ja auch weiter nicht wichtig."

„Na", sagte Axel, „mein Reden kennst du ja. Obschon ich nicht einsehe, warum dieses wirkliche Erlebnis totgeschwiegen werden soll. Aber das ist deine Sache."

„Das meine ich auch", sagte Hedwig nur. Und fing dann gleich an: „Ich glaube, es gibt einen stillen Abend nach dem tobsüchtigen Tag. Die Vögel heben sich schon wieder höher auf, und die Wolken schieben sich sachte umeinander zu einer Generalversammlung."

Axel war schweigsam und nachdenklich. Aber Hedwig sprach so lebhaft auf ihn ein, daß er langsam mitglitt und daß sie zuletzt fröhlich miteinander lachten.

Aber damit war Edmund Olden nicht weggelacht oder gleich von der Bildfläche verschwunden. Schon in aller Morgenfrühe des nächsten Tages erinnerte er an sich. Er schickte Hedwig einen Korb Rosen, für den vielleicht ganz Büsum seine Pracht hatte hergeben müssen. Denn es waren lauter weiße. Und der violette Korb und das violette Band, das sie leicht hielt, hob ihre Zartheit so heraus, daß die Schönheit der Spende betroffen machte.

Das schlichte Mädchen schämte sich in Grund und Boden vor der Wirtin und den andern paar Gästen des Hauses und mußte nun doch noch Aufhebens machen von dem Zusammenhang.

So gut sie konnte, verwischte sie allerdings ihre persönliche Leistung, aber zu einer Begründung mußte sie natürlich ausreichen. Sonst hätte die Angelegenheit schließlich noch nach einem Liebesabenteuer ausgesehen, und den Anstrich sollte es auf keinen Fall haben. — —

Norden und Süden, wie verschieden sind die Reize! Aber dort wie hier steht man plötzlich scharfen Kontrasten gegenüber und wird daran erinnert, daß der Mensch ein Samenkorn ist und daß es auf die Frucht ankommt, zu der er reift.

Kissingen hatte Hochsaison, aber das kleine, unscheinbare Kreuz unten am Ende der Lindesmühlpromenade blieb immer dasselbe: „Hier ruht in Frieden ein Preuße, gefallen am 10. Juli 1866."

Es läßt sich nicht sagen, was einer bei diesem kleinen Kreuz empfindet, der es zum erstenmal sieht. Denn übersehen kann es keiner. Er müßte sonst schon auf dem Herzen blind sein.

Da liegt mitten aus Haß und Not und Tod heraus ein Preuße friedlich bei den Bayern, und zwar an einer Stelle, an der er tagtäglich hundert- und tausendfach Gelegenheit hat zu sagen: O ihr Toren!

Es ist das eindrucksvollste Denkmal, das es auf der Welt geben kann, das da unten am Ende der Lindesmühlpromenade in Kissingen steht. Da mögen Völkerschlachtdenkmale bis in den Himmel ragen oder Siegessäulen aus purem Golde erbaut werden, sie können alle nicht mit-

kommen. Ganz einfach, weil hier ein lebendiger Toter selber spricht.

Man muß sich nur die Summe vorstellen, aus der heraus man auf das kleine Kreuz zuschreitet. Alles häuft sich hier zusammen, was das Leben bietet. Bei Musik trinkt man aus heilspendenden Quellen und geht dann mit seinem Glas in der Hand durch die Allee, die auch durch einen Palmenhain nicht zu überbieten wäre. Eben die Lindesmühlpromenade. Immer an der Saale entlang, die so lieblich ist wie der Rhein stolz, und die es gar nicht eilig hat. Im Hintergrund die grüßenden Rhönberge, hält sie mit jeder Gangart Schritt und weiß, was sie zu vergeben hat.

Und diese Rasenflächen! Es könnte ein Traum sein, daß es solche Rasenflächen gibt. Übersät mit leuchtend gelben Blumen, machen sie den Eindruck, als seien sie geschoren gewachsen. Man könnte sich hinstellen und sagen: Nein, solche Rasen gibt es nicht! Wie sind sie zu spannen und unter Gleichmaß zu halten, und wie kann der Herrgott soviel auf einmal hinschenken!

Und dann plötzlich steht man vor dem kleinen Kreuz. Eine Handvoll Material und eine Welt an Sinn. —

Edmund Olden hatte schon oft an der Stätte gestanden. Und sie hatte ihm schon andere Dinge in Ordnung gebracht als den kleinen Ärger heute.

Er setzte sich ein paar Schritte weiter auf die Bank.

Was waren es für Bagatellen, mit denen man sich einen blitzblanken Morgen verderben konnte! Nicht geradezu verderben, aber sehr beeinträchtigen an Freude über ihn.

In aller Ruhe und Sachlichkeit überdachte Edmund die kleine Verdrießlichkeit noch einmal.

Asta hatte nicht mit zum Tennis gewollt um sieben Uhr. Es sei ihr zu früh, hatte sie gesagt. Die Mama sei oft so schlechter Laune jetzt, und es sei eine solche Aufgabe, fast den ganzen Tag mit ihr zusammen zu sein, daß man sich wenigstens ausschlafen und Kraft für den nächsten Tag sammeln müsse.

Ob es denn nicht lieb von ihr gewesen sei, ihn so lange zu verschonen und ihn für Wochen in ein Seebad fahren zu lassen, während das A und O ihrer Tage das Rheuma der Mutter gewesen sei?

Edmund hatte ihr gesagt, seinetwegen könne sie bis zehn Uhr und noch länger im Bett liegen, wenn es ihr nun einmal so ein Hochgenuß sei und ihr bekäme. Nur möchte sie sich doch dazu aufraffen, den Unterschied kennenzulernen. Einige wenige Tage hintereinander möchte sie sich einmal einen Ruck geben und sich den jungen Tag besehen, wie er aus der Wiege käme. Sie habe ja keine Ahnung, wie anders das Vogelgezwitscher in frühester Frühe sei, wie viel heller und fröhlicher, als am Tage. Wie alleinherrschend und beseligend. Und daß es nach Manna dufte, ehe die vielen Menschen kämen, und auf Schritt und Tritt noch Elfenspuren zu finden seien.

Aber sie hatte ihm die Hand über den Mund gehalten und hatte gelacht. Hatte gelacht, wie nur sie es konnte. Ganz klare Töne und dabei dunkel gefärbt. Ihre Stimme überhaupt, die hatte ihn zuerst gefangen genommen, hatte ihn verfolgt, wo immer er war und bei jeder Arbeit. Wie Domglocken konnte es ihr aus der Kehle quellen, und er hatte keine Ruhe gehabt, bis der Dom ihm gehörte.

Nun, Asta Ebenhausen war kein Dom, und das wußte Edmund längst. Ein sehr schönes Mädchen war seine Braut, von einem herrlichen Ebenmaß der Gestalt und großem Scharm, aber auch großer Bewußtheit ihrer Reize und entsprechender Launenhaftigkeit. Man konnte doch nicht alles mit Lachen machen! Sie hatten sich schließlich ernsthaft gezankt. —

Dr. Olden lächelte fast. Man war dreißig Jahre alt und zankte sich noch. Statt immer wieder die guten Seiten herauszusuchen und sorgfältig zu pflegen. Asta hatte auch viel Liebenswertes, und sie war unbestritten ein Talent. Wenn sie am Flügel saß oder ihre Geige im Arm hatte, konnte man alles vergessen. Nur sie mußte eben aufgelegt sein. Man mußte auf Momente passen miteinander.

Die sehr schönen Männerhände lagen übereinander. Der seltsame Ring mit dem Kunstwerk von Totenkopf ergänzte in der Sonne, und der Tag versprach, ein Geschenk Gottes, des Herrn, zu werden.

Eigentlich war es wohl an der Zeit, sich auf den Weg zu machen und seine beiden Damen bei der Kurmusik aufzusuchen, da waren sie ja meistens zwischen acht und neun Uhr zur Stelle. Aber man fand sie wohl noch. Es war so schön, sich gleiten zu lassen.

Und als Edmund Olden eben bis nach Büsum geglitten war, wurden ihm von hinter der Bank her die Augen zugehalten, und man war sofort wieder an Ort und Stelle.

Wer konnte das sein als Asta!

Und sie hatte solchen Spaß und war so frisch und übermütig, daß es zunächst des Freuens kein Ende gab.

„Wo kommst du denn nur her?“ fragte Edmund. „Es ist für deine Verhältnisse immerhin noch eine frühe Stunde, und man könnte ja beinahe auf die Vermutung kommen, du kämst schon aus der Richtung des Ballinghaines, denn vor mir hätte ich dich doch sehen müssen!“

„Hat sich was Ballinghain!“ lachte sie und setzte sich mit auf die Bank. „Ich kenne doch dein Plätzchen hier bei dem toten Preußen und freute mich diebisch, als ich dich hier friedlich und halb schon mit in jener anderen Welt sitzen sah. Ich hätte dich gar zu gerne geknipst und dir das fertige Bildchen unter die Nase gehalten, aber ich mußte mich mit dem kleineren Spaß zufrieden geben. Sehr behutsam habe ich mich auf Schleichwegen herangemacht, aber diese große Vorsicht wäre gar nicht nötig gewesen. Du warst bestimmt noch bei deinen Elfen und kostetest Manna. Und dein geliebter Schläger liegt ja auch da. Mit wem hast du denn gespielt?“

„Mit den beiden Darckensens. Ein paar feine Spieler. Mit den beiden kann ich noch lange nicht mit. Diese Leichtigkeit und Eleganz in der Bewegung! Da sieht man mal ein Höchstmaß, und was sich erreichen läßt. Ich will die nächsten Tage schon um fünf Uhr aufstehen und Schritt- und Sprungübungen machen.“

„Gräßlich“, sagte Asta und hielt sich die Ohren zu. „Sich das bloß auszudenken. Wir müssen bestimmt getrennte Schlafzimmer haben, damit du mich nicht immer störst bei deiner krankhaften Neigung für nächtliches Herumgegeistere.“

„Kind, was für Übertreibungen!“ sagte Edmund. „Im übrigen hast du die getrennten Schlafzimmer schon recht oft betont, und sie sind ja auch Mode jetzt. Lassen wir die Sache an uns herankommen! Wie wäre es einstweilen mit einem Morgengruß? Auf Sehweite ist das ganze Gelände im Augenblick leer.“

Asta war geneigt und preßte ihre Lippen kräftig auf den Mund ihres Verlobten. Aber dann drehte sie den Spieß gleich wieder um. „Der ältere Darckensen“, sagte sie, „hat den schönsten Männermund, den ich je gesehen habe. Den zu küssen!“

Edmund hatte sich vorgenommen, sich von derlei Neckereien, zu denen Asta neigte, nicht mehr in Erregung versetzen zu lassen. Er sagte denn auch mehr betrübt als ärgerlich: „Laß das doch, Asta! Du weißt, ich bin nicht eifersüchtig; mich verletzen derartige Äußerungen nur. Du hast mich doch lieb, wie kann es dir da Vergnügen bereiten, mich absichtlich zu kränken? Komm, laß mir einmal ein wenig deine Hand — wir haben uns so selten allein jetzt; und versprich mir, daß du mir nicht wieder in dieser unbedachten Weise weh tun willst! Es ist ja nicht Bosheit deinerseits, nur ein wenig Übermut.“

„Nein,“ sagte Asta trotzig, „es ist Bosheit. Ich quäle dich gern. Und versprechen tu' ich gar nichts. Du lieber Himmel, weiß ich denn, ob ich es halten kann! Kein bißchen Spaß kannst du vertragen, gleich ist die häßliche Falte um den Mund da, die sich bis um die Nase herumzieht und dich alt macht. Häßlich siehst du damit aus.“

„Asta — —“

„Ja“, sagte Asta, „das ist doch die Wahrheit, warum soll ich es nicht sagen? Ich möchte dir wohl einen Spiegel hinhalten.“ Sie hatte ihm ihre Hand entzogen.

Edmund hielt seine wieder hin. „Komm, Asta, sei doch lieb“, bat er.

Es blieb ihnen aber keine Zeit mehr, die Wogen zu glätten. Asta stand auf. „Da kommt die Mama mit ihrem Trinkglas“, sagte sie. „Komm, Edmund, wir wollen ihr entgegengehen. Ich fürchte, sie ist ungnädig, daß ich ihr ausgerückt bin.“

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Von Richard von Schaukal.

Hoffen kann man verlernen, fürchten nie.

*

Altwerden befreit von der Pflicht zum Unsinn.

*

Zufrieden sein heißt aufgegeben haben.

*

Man muß nicht alles verzeihen, was man versteht.

*

Vieles wird einem erst klar, wenn es einen nichts mehr angeht.

*

Die Menschen sind nicht so schlecht, wie sie von einander denken.

Sollen Grimms Märchen verschwinden?

Von **Börries, Frhr. von Münchhausen.**

Neben mir liegt ein zweibändiges Werk, das ein wenig schmutziger aussieht, als ich es sonst bei Gebrauchsbüchern vertrage. Aber die *Kinder- und Haus-Märchen der Brüder Grimm* (Göttingen 1843) haben in einem etwas altmodischen Haushalte einen Platz, der ziemlich genau in der Mitte zwischen dem Kochbuch und dem Gesangbuch liegt, und damit ist ja ihre lebhafte Benutzung und Abnutzung am besten erklärt und entschuldigt.

Vorn steht in zierlicher Biedermeierschrift die Widmung des ersten Käufers: den drei Arnoldschen Kindern vom Hausfreund Dr. Helferich, Weihnachten 1843." Wo mag dieser gütige Geber seinen letzten Schlaf schlafen, wo mögen die drei Kinder hinverschlagen sein? Darunter hat mein Vater, der das Buch antiquarisch kaufte, mit Bleistift halb leserlich seinen Namen geschrieben, — er fand nie recht die Zeit, mein lieber Vater, seinen Namen anders als mit Blei flüchtig und nachlässig in Bücher zu schreiben. Nun klebt *mein* Bücherzeichen darin, der ich die seligsten Stunden einer seligen Kindheit über seinen Blättern verträumte. Und da neuerdings eine niederträchtige Bewegung entstanden ist, die den andern die Märchen überhaupt und diese insbesondere rauben will, so will ich hier ein Wort für sie einlegen.

Zunächst dies: Macht euch doch klar, liebe Freunde, daß alle jene als Ersatz empfohlenen naturwissenschaftlichen Lesebücher ganz überwiegend ebenso märchenhaft gedichtet sind wie diese „unwahren" Geschichten! Unsere ganze Art, die Natur zu schildern, ist, wie es nicht anders sein kann, überwiegend Dichtung. Wir brechen aus dem großen Gefüge der Natur immer das verwünschte „Interessante" heraus, das ist die erste Unwahrheit — immer wieder die verblüffenden Stabheuschrecken, die Mimikry-Fälle, die nähenden Ameisen, die sazialen Bienen, das riesige Vorweltgetier, die fleischfressenden Pflanzen, die physikalischen Spielereien. Und wir schildern all dies immer in bezug auf den Menschen; wir beseelen Tier- und Pflanzenwelt in einer dichterisch berechtigten, aber durchaus unwissenschaftlichen Weise. Es muß einmal mit dringlichster Offenheit ausgesprochen werden, daß all diese Bücher *genau so „unwahr" sind wie Grimms Märchen* und daß sie bestenfalls (Löns, Bonsels) ebenso wertvolle Dichtungen sind wie diese. — Also mit der angeblichen Wahrheit der Naturwissenschaft gegenüber der Unwahrheit der Märchen ist es nichts, diese Behauptung ist einfach nicht wahr!

Aber selbst wenn wir den Kindern ein wissenschaftlich ganz wahres zoologisches oder botanisches Lehrbuch in die Hand geben und sie es verstehen und lieben würden, — macht das denn diese Dichtungen überflüssig? Soll denn das Kind nicht teilhaben am Schrifttum in der einzigen seiner Seele möglichen Form? Die wissenschaftliche Belehrung hat ebenso wenig mit Dichtung zu tun wie etwa ein Paar wollene Winterhandschuhe, die wir ihm zum Schutz gegen die Kälte, wie ein Ball, den wir ihm zum Spielen geben. Spiel muß sein und Körperpflege, wissenschaftliche Belehrung muß sein — und Dichtung. Eines *neben* dem anderen, aber doch niemals eines *an Stelle* des anderen! — —

Was für ein liebes, gelehrtes, feinsinniges und warmherziges Dichter-Paar haben wir an den Brüdern Grimm! Ich will heute nicht von den Märchen selber sprechen, aber lest nur einmal die Vorworte dieses Buches, ihr Erwachsenen, — Dichtung und Weisheit auch hier in jeder Zeile.

„Liebe Bettine, dies Buch kehrt abermals bei Ihnen ein, wie eine ausgeflogene Taube die Heimat wieder sucht und sich da friedlich sonnt", so beginnt es, und gleich hier spricht ein echter Dichter, der ein liebliches Bildchen Ludwig Richterscher Art ausmalt: die sich friedlich auf dem heimatlichen Hofe sonnende Taube. Dann kommt dem Schreiber der Vorgang in Erinnerung, wie Bettinas verstorbener Mann, v. Arnim, die Handschrift zuerst sah: „Im Zimmer auf und abgehend las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe saß, in dessen vollen Locken es ihm sehr behaglich zu sein schien . . . noch heute bewegt mich die Erinnerung . . . als stehe er noch auf grüner Erde wie ein Baum, der seine Krone in der Morgensonne schüttelt". — Ist das nicht wunderschön, wunderlieblich gesagt?

Wie eng war dieser große Gelehrte mit der Natur verbunden. Auf der nächsten Seite plaudert er: „Ich konnte in Göttingen aus meinem Arbeitszimmer nur ein paar über die Dächer hinausragende Linden sehen, die Heyne hinter seinem Hause gepflanzt hatte und die mit dem Ruhme der Universität aufgewachsen waren." *Dazu* findet der milde Mann Zeit, während der furchtbare Schlag, der ihn aus diesem Paradiese vertrieb, gar nicht erwähnt wird. — „Ich glaubte nicht, daß ich sie je wieder im Frühlingsschmuck erblickte." —

Aber nicht nur der Widmungsbrief, auch die eigentlichen Vorreden der Märchen sind wie alles, was die Brüder schrieben, von einem ganz eigenartigen dichterischen Zauber umwoben. Es ist ein Duft wie von Lavendel in diesen klaren und stillen Sätzen, es klingt wie Rotkehlchenlied in ihnen, kindlich und lieblich. Und doch zeugt jede Seite davon, daß der Schreiber auch „vogelsprachekund wie Salomo" und aller Gelehrsamkeit mächtig und bewußt war.

Auch für die Gegner der Märchen hat Jakob Grimm schon das rechte Wort gefunden. Er klagt, daß der Sinn für diese stille Kunst abnähme und „dem stätigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit wiche, die dem Lächeln gleicht, womit man von diesen Hausmärchen spricht, welches vornehm aussieht und doch wenig kostet". Ach, wir kennen den Geist vom Hausvogteiplatz, der aus Geschäftsgründen den „stätigen Wechsel" in Gang hält, wir kennen die „leere Prächtigkeit" an allen Ecken und Enden! Die Protzenvilla steht da, wo das stille Biedermeierhaus seine vornehme Behaglichkeit umschloß, das echte Schrifttum wird fast totgeschrien von einer Literatur, die man hurtig hineinfrißt, um darüber reden zu können, und die kein Mensch zum zweiten Male in die Hand nimmt. Wie selten ist eine Dichtung geworden von der Reinheit dieser Märchen, von denen Grimm schreibt: „Sie haben gleichsam dieselben blaulichweißen, makellosen, glänzenden Augen" wie Kinder." Und er wünscht ausdrücklich, daß sie als Erziehungsbuch dienen. „Wir suchen für ein solches nicht jene Reinheit, die durch ein ängstliches Ausscheiden dessen, was Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse hat (wie sie täglich vorkommen und auf keine Weise verborgen bleiben können), erlangt wird . . . *wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung.*" Und ferner: „Gedeihlich kann alles werden, was natürlich ist, und danach wollen wir trachten. Übrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat (wenn wir die Bibel obenan stellen), wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerem Maß einträten. Der rechte Gebrauch aber findet nichts Böses heraus, sondern, wie ein schönes Wort sagt, ein Zeugnis unseres Herzens. Kinder deuten (hier gleich Fingerzeigen) ohne Furcht in die Sterne, während andere nach dem Volksglauben die Engel damit beleidigen." —

So wollen wir uns und unseren Kindern diesen einzigartigen Schatz nicht verekeln lassen. Wir haben nichts Ähnliches an *Volks*märchen wie die der Brüder Grimm, so wie wir nichts gleich Köstliches an *Dichter*märchen haben als Andersens wundersame Geschichten. Und da die Kinderjahre so kurz sind, genügen diese beiden Werke völlig, es liegt von diesem Standpunkte aus nicht der geringste Grund vor, neue Märchen zu erfinden, zu kaufen, zu schenken.

Was ist uns da nicht alles aufgetischt an Moralisierendem, Scheinheiligem, Albernem! So ist es leider mit der übergroßen Mehrzahl aller Kinderbücher, vorab der Märchen. — So hoch wie der reine Himmel über dem Kot der Gasse, so hoch stehen die Märchen der Brüder Grimm über diesem Zeug. *Laßt uns Gläubige bleiben in diesem Himmel, laßt uns die Kinder in ihn einführen, nur in ihm ist echte Dichtung für Kinder!*

Wongrowitz.

Von **Friedrich Just.**

Im Juli 1927 war auf dem Platze an der evangelischen Kirche in Wongrowitz die Gemeinde zu einem Heimatfeste versammelt. Ich war auch dazu geladen, um einen heimatlichen Vortrag zu halten. Über den Bahndamm schaute der blaue See aus waldiger Umgebung herüber und gab den schönen *landschaftlichen* Hintergrund zu den Worten der Heimat und Heimatliebe. Von dem Garten des Pfarrhauses sah ich danach die katholischen Kirchen, die Pfarrkirche S. Jakobus und die ehemalige Klosterkirche S. Peter und Paul. Die letztere bedeutet die *Geschichte* von Wongrowitz.

Der Name *Wągrowiec* wird von wędrowiec (Wanderer) oder wędrówka (Wanderschaft) abgeleitet, kommt aber wahrscheinlich von węgorz (Aal). Obwohl hier seit alters eine Handelsstraße über die Welna führte, ist der Ort erst spät zu einer einer gewissen Bedeutung gekommen.

Lekno war früher der Vorort der Gegend. Hier gründete Zbilut, Herr auf Pantgrodz, 1143 ein Kloster. Zur Besetzung dieser Neugründung bestimmte sein Bruder, der Polenherzog Miecislaus der Alte, *deutsche Zisterzienser* aus dem Kloster Altenberge bei Köln. Dieser hatte 1135 eine Wallfahrt nach Köln, der Heimat seiner deutschen Mutter Salome von Berg, gemacht, und dabei die segensreiche Arbeit der Zisterziensermönche kennen ge-

lernt. Die Besetzung des neuen Klosters mit einem Abt und zwölf Mönchen konnte aber erst im Jahre 1153 erfolgen. Das Kloster Lekno spielte bald eine bedeutende Rolle in Polen. 30 000 Morgen Landbesitz erhielt es gleich in der Stiftungsurkunde. Dazu kamen neue Schenkungen und Erwerbungen. Die deutschen Zisterzienser waren die rechten Kulturpioniere. Einen Teil ihrer Besitzungen bewirtschafteten sie selber, für die anderen holten sie deutsche Bauern aus dem Mutterlande.

Aber nicht nur auf kulturellem Gebiete ging von Lekno ein neuer Anfang aus, auch in der Missionstätigkeit. Abt Gottfried von Lekno begann im Jahre 1207 im Kulmerlande mit der Bekehrung der heidnischen Pruzzen (Preußen). Vielleicht ist auch der erste Preußenbischof Christian aus dem Kloster Lekno hervorgegangen, denn die Angabe der Chronik von Oliva, daß er aus dem dortigen Kloster stamme, ist anscheinend erst eine spätere Hinzufügung. Jedenfalls war sein hervorragendster Mitarbeiter in der Pruzenmission der Mönch Philipp von Lekno.

Am Anfang des 14. Jahrh. war auf einer Klosterhufe an der Welna die Siedlung Wongrowitz entstanden. Die Entwickelung dieses neuen Ortes war so stark, daß schon nach 60 Jahren, 1381, die Errichtung einer eigenen Pfarre nötig war. Bald nach dieser ersten urkundlichen Erwähnung wurde die Stadt Lekno vollkommen eingeäschert. Hier war ein stattliches Pferdegestüt. Nun raubten während eines Bürgerkrieges zwei polnische Edelleute etliche Pferde von der Weide. Die Bürger bewaffneten sich und jagten den Räubern nach, fielen jedoch in einen Hinterhalt und suchten sich durch schleunige Flucht zu retten. Die Räuber begnügten sich nicht mit dieser Abwehr, sondern drangen in die Stadt Lekno ein, plünderten sie und zündeten sie an. Das war im Jahre 1383. Die Verwüstung von Lekno und das Aufblühen von Wongrowitz veranlaßten den Abt, das Kloster zu verlegen. Im Jahre 1396 siedelten die Zisterzienser nach Wongrowitz über.

Von der Gründung an hielt das Zisterzienserkloster Lekno streng an seinem Beinamen eines „Kölnischen Klosters", und die Verlegung nach Wongrowitz änderte nichts daran. Es wurden nur deutsche Mönche, und zwar möglichst geborene Kölner, aufgenommen. Polnischerseits suchte man dem Kloster dieses Recht zu nehmen, und polnische Mönche, vor allem polnische Äbte, in die reiche Pfründe zu setzen. Hartnäckig verfocht aber Lekno-Wongrowitz das alte Gewohnheitsrecht. Oft genug siegte es aber nur durch die Unterstützung durch den Rat der mächtigen Stadt Köln. Das ging bis zum Jahre 1553. Als in diesem Jahre der Wongrowitzer Abt Johannes III. starb, wurde nicht der vom Mönchskonvent erwählte Prior Johannes als Abt bestätigt, sondern ein Pole Dzyerzanowski gewaltsam aufgedrängt. Nun ging es mit der Polonisierung des Klosters schnell und unaufhaltsam weiter. Aber 400 Jahre lang haben doch deutsche Mönche auf Polens Erde in Lekno-Wongrowitz für des Landes Wohlfahrt und Blüte friedlich gewirkt. Seit dem Tode des letzten deutschen Abtes bietet die Klostergeschichte keine besonderen Ereignisse. Die Zeit der Klöster war überhaupt seit der Reformation vorbei.

1793 fiel Wongrowitz an den preußischen Staat. Nach der Zwischenzeit des Herzogtums Warschau stellte der Wiener Kongreß die preußische Herrschaft wieder her. Um die Kriegssteuern an Napoleon zahlen zu können, hatte der preußische Staat 1810 alle geistlichen Güter und Klöster der katholischen und evangelischen Kirche eingezogen. Das wurde nun auch auf die Klöster des polnischen Anteils ausgedehnt. So wurde auch das Zisterzienser-Kloster Wongrowitz aufgehoben. Die letzten Klosterinsassen wurden versorgt. Seitdem von 1737 an der Abt nicht mehr aus der Klostergemeinschaft genommen wurde, sondern als verdienter geistlicher oder weltlicher Würdenträger die Klosterpfründe irgendwo auswärts verzehrte, war der geistige und sittliche Zustand der Mönche tief gesunken. Den letzten Insassen wurden Trunk und Diebstahl zur Last gelegt. Nachdem im Jahre 1853 der letzte Klosterinsasse gestorben war, wurden die Räume dem Amtsgericht, dem Lehrerseminar, den Distriktsämtern u. a. m. nach Bedarf zugewiesen.

Zur evangelischen Pfarre kam Wongrowitz auf eine ähnliche Weise, wenn man die nötigen Abstriche macht, wie zum Kloster. In Gollantsch war eine evangelische Gemeinde gegründet worden. Als das dortige Bernhardinerkloster aufgelöst wurde, wurde der evangelischen Gemeinde, die kein eigenes Kirchengebäude besaß, die Klosterkirche zugesprochen. Wenigstens sollten sie abwechselnd mit den Katholiken darin Gottesdienst halten dürfen. Die letzteren, die eine eigene Pfarrkirche besaßen, waren aber mit dieser Regelung nicht zufrieden. Als im September 1833 der erste evangelische Gottesdienst gehalten werden sollte, ließen die katholischen Bauern der Umgegend, mit Knüppeln bewaffnet, die Evangelischen nicht in die Klosterkirche, schlugen den Pastor, stürmten das Haus, in das er sich flüchtete, und zertrümmerten über zweihundert Fensterscheiben an evangelischen Häusern der Stadt. Militär mußte die Ordnung wiederherstellen. Da sich die Streitigkeiten auch später wiederholten und die Klosterwohnung sich überdies ganz ungenügend und ungesund erwies, siedelte der Pfarrer Kolbe 1836 nach Wongrowitz über. Im Jahre 1845 wurde dann Wongrowitz von Gollantsch getrennt und zu einer eigenen evangelischen Pfarre erhoben, während Gollantsch einen anderen Pfarrer bekam.

Das Gymnasium in Wongrowitz ist dadurch bekannt geworden, daß zwei seiner Schüler, Karl Busse und Friedrich Paarmann, ihre Erlebnisse in ihre Schriften verwoben haben.

*

Literatur: G. Richter: Chronik der ev. Kirchengemeinde Gollantsch, Bromberg 1912, A. Dittmann. W. Depdolla: Geschichte des Klosters Lekno-Wongrowitz, 1917.



Bunte Chronik



* **Mit 80 Jahren Konzertsängerin geworden.** Das ist nicht jedermanns Sache, zunächst weil die meisten Menschen 80 Jahre nicht erreichen, dann aber auch, weil die Achtzigjährigen gewöhnlich durch allerlei Einflüsse an ihrer Stimme eingebüßt haben. Daß mit 80 Jahren jemand Konzertsängerin wird, war einer Amerikanerin vorbehalten. Mrs. Wright aus Texas ist 80 Jahre alt, hat vier Kinder und sieben Enkel. Bis vor einem Jahre hat sie nie auch nur eine Stunde Gesangsunterricht gehabt. Sie wurde erst vor einem Jahre gelegentlich eines Besuchs bei ihrer Tochter in Newyork „entdeckt". Nachdem sie dann einige Zeit Gesangsunterricht genommen, hat sie eine Reihe von Konzerten gegeben, mit denen sie viel Erfolg hatte.



Rätsel-Ecke



Einsatz-Rätsel.

Aus Milch und Reis macht man geschwind
Ein einfach Mahl für Greis und Kind.
Errat' die Speis' und setz' sofort
In deren Namen jenes Wort,
Das manchen Menschen ohne Müh'
Oft viel, oft wenig Gut verlieh,
Dann wird als Facit dir genannt
Von Afrika ein großes Land.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Maria Gerda Mika-Tein

Hannover

Inhaberin obiger Besuchskarte hinterläßt vier Kinder. — Die Aufgabe für den Leser besteht nun darin, die vier Rufnamen der Kinder durch Umstellung der Buchstaben obiger Karte herauszufinden.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 58.

Schüttel-Rätsel:

Es liegt ein Märztag trüb und weich
auf mitteldeutschen Hügellanden
zur Rüste geht des Winters Reich,
es bricht das Eis, die Schollen stranden.
Im Tropfensal sieht windgeneigt
der Wald des Winterschlafs entraten
und auf den nassen Aeckern zeigt
sich zarter Schimmer junger Saaten.

*

Rätsel: Dua — dri — lle.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg